In der Mongolei dreht sich das Leben auf dem Land um Rinder, Ziegen und Schafe. Die Kinder helfen in ihren Ferien bei der Arbeit mit.

STEPPEN-KINDER



Für einen mongolischen Jungen wie Delgenhangai gibt es keinen Luxus. Sein Mountainbike braucht er vor allem dazu, Tiere zu treiben.





Arbeiten wie die Cowboys: Abends werden die Kälber wieder zusammengetrieben. Tagsüber grasen sie auf den weiten Wiesen der Steppe, um sich satt zu fressen. Delgenhangai und seine Familie wohnen in einer Jurte, einem großen, runden Zelt. Das ist sehr praktisch, denn Nomaden bleiben nicht lange an einem Ort.

Der neunjährige Delgenhangai muss jetzt die Kälber zum Fluss treiben. Dazu steigt er auf sein Mountainbike und radelt über den trockenen Boden der Steppe, bis er das Gatter erreicht hat. Delgenhangai lässt die Kälber hinaus und macht es dann wie ein Cowboy: Er treibt die Tiere vor sich her und scheucht sie mit Rufen voran. „Tschu! Tschu!“ Wenn ein Kalb ausbüxt oder stehen bleibt, dreht er um und holt es zurück in die Herde. „Tschu! Tschu!“ Die Kälber trotten ans Ufer, stecken ihre Schnauze ins Wasser und trinken.

Delgenhangai zieht die Stiefel aus, setzt sich an den Fluss und hält die Füße ins Wasser. Er und seine Familie sind Nomaden in der Mongolei. Sie wohnen in einem großen, runden Zelt, genannt Jurte. Nie bleiben sie länger als vier Monate an einem Ort. „Wenn die Tiere das Gras in der Gegend hier abgefressen haben, dann leihen wir uns einen Lastwagen, packen unsere Jurte drauf und ziehen weiter.“

Die Nomaden leben von ihren Tieren. Gemüse wächst hier nicht, dafür sind die Sommer zu trocken, und der Boden ist zu ausgedörrt. Delgenhangais Familie hat fünf Pferde zum Reiten. Sie halten außerdem über 300 Ziegen, Schafe und Rinder. Sie essen deren Fleisch und verarbeiten die Milch zu Joghurt, Quark, Käse und Milchtee. Was sie davon nicht selbst brauchen, verkaufen sie an Händler. Die Tiere sind der wertvollste Besitz der Nomaden.

Wenn Schulferien sind, dann ziehen Kinder wie Delgenhangai mit ihren Familien umher. Vor allem im Sommer, wenn sie drei Monate frei haben. Während der Schulzeit aber leben die Kinder in einem Dorf, dort wo ihre Schule steht. Delgenhangai wohnt dann bei Verwandten.

Das ist normal in der Mongolei. Das Land ist fast viermal so groß wie Deutschland, die Menschen müssen oft sehr weite Wege zurücklegen. Im Winter, bei Schneestürmen, Eis und minus 40 Grad Celsius, können sie sich draußen jedoch kaum fortbewegen. Während die Eltern dann weiter bei den Tieren in der Steppe leben, bleiben die Kinder in der Nähe ihrer Schule. „In der Schulzeit vermisse ich die Tiere“, sagt Delgenhangai. „Aber Mathematik macht mir auch Spaß.“

Jetzt aber sind Ferien. Delgenhangais 13-jähriger Bruder Munkhbat kommt mit zwei Freunden auf Pferden angeritten. Reiten lernen die Kinder hier schon mit drei Jahren. Und die meisten können mit zwölf Motorrad fahren. Das ist Kindern in der Mongolei eigentlich verboten, aber hier in der Steppe gibt es keine Polizei. Und mit einem Motorrad lassen sich die Tiere natürlich noch viel besser umhertreiben als mit einem Mountainbike.

Munkhbat und die beiden anderen wollen mit Delgenhangai Ringen üben. Das ist die mongolische Sportart Nummer eins. Die Kämpfe der Profis schauen sich die Nomaden auf »





Die Rinder mit dem zotteligen Fell heißen Yaks. Sie werden gemolken, ihre Milch wird in Kanistern gesammelt und verarbeitet. Wenn die Jungen Zeit haben, ringen sie miteinander – das ist der beliebteste Sport der Mongolen. Aber manches ist auch nicht viel anders als bei uns: Morgens weckt die Mutter die Kinder, abends wird vorm Zubettgehen noch etwas Fernsehen geschaut.




» solarbetriebenen Fernsehern an, und schon in der Schule lernen Kinder die Techniken. Weil sie alle unterschiedlich groß und stark sind, haben sich die Freunde was einfallen lassen: Wer kleiner ist, beginnt den Kampf mit einem Vorteil – er darf zum Beispiel das Bein des Stärkeren in die Hand nehmen oder ihn von hinten umklammern. So haben auch die Schwächeren eine Chance, den Gegner zu Boden zu ringen.

Am Abend werden Ziegen, Schafe und Rinder wieder in ihr Gatter getrieben. Da müssen alle mithelfen. Die ganze Familie versammelt sich auf der Weide und umzingelt die Kälber. Die Nomaden breiten ihre Arme aus und gehen langsam auf die Tiere zu. Als der Kreis enger wird, versuchen einzelne Tiere, aus der Mitte zu entkommen. Delgenhangai und die anderen springen ihnen dann in den Weg und rufen: „Tschu!“

Um alle Tiere in ihr Gatter zu bewegen, brauchen die Nomaden fast eine Stunde. Ihr Arbeitstag endet erst, wenn die Sonne untergeht. Morgens um sechs, wenn die Kühe gemolken werden müssen, beginnt für sie ein neuer Tag.

Das traditionelle Nomadenleben ist sehr anstrengend. Deshalb wünschen sich viele Nomaden für ihre Kinder, dass sie später einen Job in der Hauptstadt Ulan-Bator finden und sesshaft werden. Manche verkaufen sogar all ihre Tiere, packen ihre Jurte und ziehen damit an den Stadtrand. Sie hoffen auf ein besseres Leben – aber meist bleiben sie sehr arm.

Delgenhangais Eltern ist es sehr wichtig, dass er für die Schule lernt. Wer gute Noten hat, kann vielleicht später in der Hauptstadt studieren. „Einmal war ich schon in Ulan-Bator“, sagt Delgenhangai. Am besten hätten ihm dort die Hochhäuser gefallen. „Aber während meine Eltern einkaufen waren, musste ich leider die ganze Zeit im Auto sitzen bleiben.“ Er hofft, dass sie ihn bald wieder mal dorthin mitnehmen. Dann möchte er herausfinden, ob ihm das Leben in der Stadt genauso gut gefallen könnte wie das Landleben mit seinen Kälbern.

Martin Theis